

Ihr Herzschlag beschleunigte sich, denn natürlich hoffte ein winziger Teil von ihr noch immer, dass es Lukas wäre, der endlich begriffen hatte, dass er nur sie wollte und ihr fortan beweisen würde, wie ernst er es meinte.

Sie ging zur Tür, unterdrückte das aufgeregte Stolpern ihres Herzens, entriegelte das Schloss, öffnete.

Doch es war nicht Lukas. Natürlich war er es nicht.

Stattdessen sah sie sich einem dunklen Schatten gegenüber. Einem Schatten, der einen dunkelblauen Hoodie trug und sich die Kapuze tief ins Gesicht gezogen hatte. Sofia erkannte sein Gesicht nicht, trotzdem kam ihr der Mann vage bekannt vor.

Doch noch ehe sie schalten, geschweige denn zurückweichen oder schreien konnte, war er bereits bei ihr, presste ihr einen erbärmlich stinkenden Lappen aufs Gesicht.

»Sag *Tschüss Baby*«, wisperte er belustigt und kicherte boshaft.

Sie erschauerte, schickte ein stilles Stoßgebet zum Himmel, dass jemand sie erhören und wenigstens ihr Kind retten würde.

Die Gewissheit fühlte sich an, als reiße ihr jemand die Eingeweide bei lebendigem Leibe heraus.

Niemand würde kommen und ihr zu Hilfe eilen.

Und es gab auch keine Zukunft für ihr Baby.

Dann versank sie im Nichts.

BERLIN

JULI 201

Das Wimmern ließ sie aus dem Schlaf hochfahren. Benommen sah sie sich um, dann seufzte sie und stand auf. Leise tapste sie durch die Dunkelheit aus dem Zimmer, lief über den Gang zur Tür nebenan.

Erst als sie bereits im Kinderzimmer stand, wurde ihr bewusst, dass die Laute verstummt waren. Irritiert schaltete sie das kleine Nachtlicht an, um sich zu vergewissern, dass mit ihrem kleinen Sonnenschein alles in bester Ordnung war. Und tatsächlich – Paul schlief selig in seinem Bettchen, atmete gleichmäßig. Hatte sie sich das Weinen eingebildet? Nur geträumt? Möglich wäre es, denn seit der Geburt ihres Sohnes hatte sich ihr Schlafverhalten verändert. Die Qualität ihres Nachtschlafs war etwas schlechter geworden, weil sie nicht mehr tief genug schlief, bei jedem Geräusch sofort wach war, quasi immer ein Ohr nebenan hatte. Doch war das auch der Grund für das heutige Erwachen? Wie es aussah, schlief der Kleine tief und fest, nichts deutete darauf hin, dass er noch vor wenigen Sekunden wach oder unruhig gewesen war.

Warum also war sie es?

Taria seufzte. Seit Pauls Geburt waren die Albträume zurückgekehrt, hielten sie fest im Klammergriff und sie beschränkten sich nicht mehr nur auf die Nächte, sondern waren auch tagsüber immer wieder präsent.

Dann lief plötzlich aus heiterem Himmel ein Film vor ihrem inneren Auge ab.

Ein Film von Verzweiflung und Tod, denn obwohl sie sich an das Vorgefallene nicht direkt erinnern konnte, entwarf ihr Unterbewusstsein jedes Mal aufs Neue eine Variante, wie es gewesen sein könnte. In solchen Momenten konnte sie sogar die Schreie hören. Die Schreie ihres sterbenden Mannes und ihrer kleinen Tochter, die zum Zeitpunkt des Unfalls genauso alt gewesen war wie Paul jetzt.

»Kannst du wieder nicht schlafen?«

Die Stimme klang sanft und liebevoll, trotzdem wirbelte sie erschrocken herum, sah sich ihrem Lebensgefährten Max gegenüber. Er sah verschlafen aus, die hellen Haare

standen in allen Richtungen vom Kopf ab, sogar sein Hipster-Bart wirkte auf liebenswerte Weise zerzaust und ein kleines bisschen ungepflegt. Sie lächelte.

»Ich dachte, ich hätte Paul weinen gehört, aber das hab ich mir wohl nur eingebildet«, erklärte sie und tapste hinter ihm her, zurück ins Schlafzimmer. Dort schlüpfte sie unter die Decke, kuschelte sich an Max' festen Körper, ignorierte seine Hand, die über ihrem Shirt zu ihrer Brust wanderte, diese sanft streichelte.

»Ich liebe dich, meine Schöne«, murmelte Max, dann wurde sein Atem immer gleichmäßiger.

Nach einer Weile spürte sie, wie Max' Körper erschlaffte und kurz darauf ein leises Schnarchen ertönte.

Erleichtert schob sie seine Hand weg, rückte ein Stück von ihm ab, schloss die Augen. Doch so sehr sie auch versuchte, sich zu entspannen, damit sie wieder einschlief – es klappte nicht. Kaum, dass sie zur Ruhe kam, befand sie sich wieder in ihrem Auto, dem BMW, den sie gefahren hatte, als ihre Tochter und ihr Mann noch am Leben gewesen waren.

Bei der Erinnerung an die beiden ehemals wichtigsten Menschen in ihrem Leben zogen sich Tarias Eingeweide zusammen.

Zwar erinnerte sie sich nicht an den Tag des Unfalls oder den Unfallhergang selbst, geschweige denn an die Tage davor, ansonsten waren die Bilder von ihrem Mann und ihrem kleinen Engel jedoch recht lebendig. Die Geburt ihrer Tochter war der glücklichste Augenblick ihres Lebens gewesen. Abgesehen von jenem Moment, als sie ihren Mann und Vater der Kleinen geheiratet hatte.

Sie war so glücklich gewesen. Hatte es geliebt, Mutter und Ehefrau zu sein, für ihre beiden Lieblingsmenschen zu sorgen. Ihr Leben war einfach perfekt gewesen, umso unverständlicher waren ihr die Tage, Wochen und Monate nach dem Unfall vorgekommen, als ihr klar geworden war, dass man sie für die Unfallverursacherin hielt und sogar von einem Suizidversuch ausging. Grund dafür waren die Aussagen von Freunden und Bekannten, sogar von ihrer Familie, die behaupteten, dass ihr Verhalten in der Zeit vor dem Unfall seltsam gewesen sei. Angeblich habe sie fahrig gewirkt, niedergeschlagen und hoffnungslos, teilweise sogar abwesend, wie jemand, der unter starken Stimmungsschwankungen litt.

Und dann hatte man eine Diagnose in den Raum gestellt: postnatale Depression. Die Frage war nur – warum erinnerte sie sich nicht daran?

Soweit sie ihr Leben nach der Geburt beurteilen konnte, war sie glücklich gewesen, so glücklich wie noch nie zuvor in ihrem Leben. Warum also behauptete ihr Umfeld etwas derart Ungeheuerliches? Schließlich hatte man sie, als die Ärzte im Krankenhaus nach dem Unfall grünes Licht gegeben hatten, sofort von der Klinik in der

Sicherheitsverwahrung untergebracht, wo sie bis zur Verhandlung ausharren und sich den unzähligen Fragen und Tests der Psychiater stellen musste. Letztendlich hatte man ihr nicht nachweisen können, dass tatsächlich eine Selbsttötungsabsicht hinter dem Unfall steckte, auch wenn Augenzeugen berichteten, dass sie den Wagen direkt auf den Baum zugesteuert hatte, obwohl weit und breit kein Hindernis zu sehen war.

Die Staatsanwaltschaft hatte sie mangels Beweisen für ihre angebliche Schuld freigesprochen, doch angesichts ihres Verlusts und ihres seelischen Zustands nach dem Unfall hatte Taria zugestimmt, sich für eine Zeit lang in professionelle Hände zu begeben. Am Ende war den langen Monaten der Sicherheitsverwahrung noch ein knappes halbes Jahr in der Klinik gefolgt, wo sie Max – einen der Pfleger – kennengelernt hatte.

Max hatte seine Stelle in der Klinik angetreten, als sie bereits seit zwei Monaten dort untergebracht war. Sie beide hatten sich auf Anhieb verstanden, sie hatte ihn in ihr Herz geschlossen, weil er, anders als die anderen Pflegekräfte, nicht kühl und distanziert zu den Patienten war, sondern herzlich, hilfsbereit und offen.

Bei ihm hatte sie sich von Anfang an geborgen gefühlt, sicher und respektiert – trotz der Tatsache, dass sie freiwillige Insassin einer psychiatrischen Einrichtung war.

Als er sie zwei Monate nach ihrer Entlassung um ein Date gebeten hatte, war Taria versucht gewesen, abzulehnen, doch am Ende war es die Einsamkeit gewesen, diese niederschmetternde Verzweiflung in ihrem Innern, die Hilflosigkeit, die sie nach diesem einzigen Strohalm hatte greifen lassen.

Nach dem Tod ihres Mannes und ihrer kleinen Tochter hatten sich so viele Menschen von ihr distanziert. Und das, obwohl selbst das Gericht ihre angebliche Schuld niemals hatte beweisen können. Das Problem war nur, dass auch Taria selbst sich nicht davon abbringen konnte, sich für die Mörderin ihrer Familie zu halten. Denn was sagte das Urteil des Gerichtes in ihrem Fall schon aus? Dass man eben nicht hatte beweisen können, was tatsächlich geschehen war. Es gab keine Arztberichte, die aussagten, dass Taria an einer psychischen Erkrankung gelitten hatte, keine Medikamente im Haus, das die Polizei nach dem Unfall auf den Kopf gestellt hatte. Auch wies die Leiche ihrer Tochter – unabhängig vom Unfall selbst – keine älteren Verletzungen oder gar Schäden auf, die auf das Münchhausen-Stellvertreter-Syndrom hindeuteten oder eben auf eine Depression ihrerseits. Trotzdem hatten ihre Freunde und Nachbarn sie seither gemieden, jeglichen Kontakt zu ihr abgebrochen, selbst ihr Vater hatte seit der Verhandlung keine drei Worte mit ihr gewechselt. Die einzige Person, die nach wie vor hinter ihr stand, war ihre Mutter. Und auch die war bis heute nicht sicher, ob es nicht doch so gewesen war, wie noch immer getuschelt wurde. Dass Taria

Wilhelm alles hatte und trotzdem verrückt wurde, ihre Familie deswegen sterben musste.

War das der Grund, weshalb sie sich am Ende doch auf Max eingelassen hatte? Weil er von ihrer Unschuld überzeugt war? Sie nicht verurteilte, sondern an sie glaubte und sie trotz allem respektierte? Ihr all das gab, was sie sich selbst nicht geben konnte?

Möglich.

Denn eines war Fakt – sie liebte Max nicht und war sicher, dass sie das auch niemals tun würde. Warum also blieb sie dennoch bei ihm?

Nach ihrer Entlassung hatte sie sich geschworen, nie wieder einen Mann in ihr Herz zu lassen, sich nie wieder der Liebe hinzugeben, nie wieder ein Kind zur Welt zu bringen, nie wieder echtes Glück zu empfinden. Es sollte sowohl eine Art Selbstschutz sein, um nicht noch einmal miterleben zu müssen, alles zu verlieren, als auch eine Bestrafung dafür, was sie möglicherweise getan hatte. Doch nachdem Max hartnäckig blieb, ihr seine Liebe gestanden und gesagt hatte, dass er geduldig sei und warten könne, hatte sie sich schließlich doch breitschlagen lassen. Sie waren ein paar Mal ausgegangen und zum ersten Mal seit Langem hatte Taria sich wieder wie ein Mensch gefühlt. Wie eine Frau.

Aus einem Date waren mehrere geworden, dann hatte er zum ersten Mal bei ihr übernachtet und es war schön gewesen. Als sie schließlich trotz der Pille schwanger geworden war, stand sie kurz davor, erneut die Nerven zu verlieren, und wieder war es Max gewesen, der sie liebevoll auf den Boden zurück geholt und ihr versichert hatte, dass alles gut werden würde. Dass das Leben ihr eine zweite Chance gegeben hatte und sie nur zugreifen brauchte.

Er hatte sich so über ihre Schwangerschaft gefreut, dass sie es nicht über sich gebracht hatte, an Abtreibung zu denken. Obwohl mit der Schwangerschaft die Schuldgefühle schier übermächtig wurden, alles wieder hochkam.

Und jetzt, über ein Jahr später, hatte Taria endlich begriffen, dass er recht hatte. Es war tatsächlich so, dass das Leben ihr eine zweite Chance bot. Eine zweite Chance, die sie mit beiden Händen ergreifen und nie wieder loslassen sollte. Das war auch der Grund gewesen, weshalb sie sich erneut Hilfe gesucht hatte. Eine Psychotherapeutin, die sich auf Traumabewältigung spezialisiert hatte und von der sie hoffte, dass sie ihr helfen konnte. Sofern sie sich irgendwann dazu durchringen und einen Termin vereinbaren würde.

Warum also fühlte sich auch jetzt noch alles so falsch für sie an?

Als sie Paul zum ersten Mal gestillt hatte, war da dieses Glücksgefühl gewesen, das sie nach einem Höhenrausch derart niedergeschmettert hatte, dass sie bereits am dritten Tag zu Hause beschlossen hatte, auf Fläschchennahrung umzusteigen.